

Andreas Luckner
Klugheit



Grundthemen Philosophie

Herausgegeben von
Dieter Birnbacher
Pirmin Stekeler-Weithofer
Holm Tetens

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Andreas Luckner



Klugheit

Walter de Gruyter · Berlin · New York

☉ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-017706-4

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2005 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: +malsy, kommunikation und gestaltung, Willich

Vorwort

Dieses Buch ist die stark gekürzte Version der ersten beiden Teile meiner Habilitationsschrift von 2001. Zur Entstehung haben in maßgeblicher Weise beigetragen (in alphabetischer Reihenfolge): Pierre Aubenque, Jens Badura, Volker Caysa, Jürgen Engfer, Klaus-Dieter Eichler, Christoph Fehige, Peter Fischer, Gottfried Gabriel, Ulrike Grünenlee, Christoph Hubig, Frank Kannetzky, Ulrich Kohlmann, Weyma Lübbe, Georg Meggle, Maribel Peña-Aguado, Nikos Psarros, Sebastian Rödl, Wilhelm Schmid, Rudolf Schüssler, Werner Stegmaier und Nick White. Ihnen allen danke ich sehr. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft danke ich für ein Stipendium, ohne das dieses Buch nicht hätte geschrieben werden können. Den Herausgebern und dem de Gruyter Verlag danke ich für die Möglichkeit das Buch in der Reihe „Grundthemen Philosophie“ erscheinen zu lassen.

Besonders aber möchte ich Christoph Hubig, Holger Maaß, Richard Raatzsch, Pirmin Stekeler-Weithofer und meiner Frau Irene Kostka danken, die den ganzen Text geduldig und ausführlich kommentiert und korrigiert haben und nicht nachgelassen haben, mich darin zu unterstützen, das Projekt weiterzutreiben. Das Buch ist unseren Kindern Rebekka, Antonia und Simon gewidmet, denen ich wünsche, die Tugend zu erwerben, von der dieses Buch handelt.

Leipzig, im Juni 2005

Andreas Luckner

Inhalt

Vorwort	V
0. Einleitung	1
1. Selbstorientierung	9
1.1 Desorientierungen	11
1.2 Orientierungswissen	23
1.3 Selbstorientierung und Ethik	28
2. Pragmatische Vernunft bei Kant	31
2.1 Der ehrliche Händler. Oder: Warum moralisch sein?	31
2.2 Weltorientierung und pragmatische Anthropologie	36
2.3 Technisches, pragmatisches und moralisches Sollen	39
2.4 Klugheit als Glückstechnik	46
3. Das Glück	51
3.1 Dominantes oder inklusives Ziel?	54
3.2 Zenmeister, Pinballwizards, Nobelpreisträger, Goldmarien	58
3.3 Zur ethischen Funktion des Glücksbegriffs	62
3.4 Der gespritzte Sisyphos	65
3.5 Das Glück der Erde	69
4. Phrónêsis bei Aristoteles	75
4.1 Die dianoëtischen Tugenden	78
4.2 Prâxis und Poîêsis	81
4.3 Eudaimonía	85
4.4 Die Klugheit in Aktion	89
4.5 Autotelie der Klugheit	94
5. Prudentia	100
5.1 Wie die Klugheit zur Technik wurde	105
5.2 Die christliche Klugheit	108
5.3 Der Schulungsweg des Menschen und der Anticlaudianus des Alain de Lille	110
5.4 Die Klugheit als Dienerin der Weisheit: Thomas von Aquin	116
5.5 Die Klugheit der Kirchen	119

6. Pragmatische Topiken	122
6.1 Machiavelli und Montaigne: Die Klugheit in der Renaissance.	122
6.2 Das Jahrhundert der Weltklugheit	127
6.3 Baltasar Gracián und die Daumenschrauben	129
6.4 Milicia contra malicia	133
6.5 Pragmatische Inkohärenzen?	135
7. Provisorische Moral	141
7.1 Die Maximen der morale par provision.	143
7.2 Noch einmal: Pragmatische Inkohärenzen?	146
7.3 Wechselseitige Korrekturverhältnisse	150
8. Schluss	166
Anmerkungen	175
Literaturverzeichnis	195
Siglenverzeichnis.	195
Primärtexte	195
Sonstige Literatur	198
Sachregister	210
Namenregister	213
Über den Autor	215

0. Einleitung

An der Seebrücke zu Prerow in Vorpommern hat die zuständige kommunale Verwaltung ein Schild mit folgender Aufschrift anbringen lassen:

Vernünftige Menschen fahren hier nicht mit dem Rad.
Für alle anderen ist es verboten.

Nun sollte man doch meinen, dass ein von Amts wegen ergehendes Verbot für alle gleichermaßen gilt und nicht nur für Unvernünftige! Selbstverständlich ist das auch so; der für die Verordnung zuständige Gemeinderat hat natürlich beschlossen, dass es *überhaupt* verboten sein soll auf der Seebrücke Rad zu fahren. Was auf dem Schild steht, ist daher auch nicht die Formulierung des Verbots selbst – hier wäre eher so etwas wie „Radfahren auf der Seebrücke verboten“ zu erwarten gewesen – sondern vielmehr ein versteckter Appell. Könnten wir zwischen die beiden Zeilen hineinhören, dann ließe sich etwa folgendes vernehmen: „Leute, seid vernünftig, dann seht Ihr selbst, dass es dumm ist, hier mit dem Fahrrad weiter zu fahren. Wir von der Verwaltung müssen auf der engen Brücke die Sicherheit für alle gewährleisten; wenn Ihr es nicht von alleine hinbekommt, miteinander auf der Brücke auszukommen, dann müssen wir Euch doch die übliche Strafandrohung machen!“

„Seid vernünftig!“ ist aber, anders als „Radfahren verboten!“, eine dringliche Handlungsempfehlung, ein Ratschlag der Klugheit, oder, nach der Formulierung Kants, ein *pragmatischer Imperativ*. In diesem Buch soll es darum gehen, wie solche dringlichen Empfehlungen zur Handlungs- und Lebensorientierung gebraucht werden, welcher „Logik“ sie gehorchen, wie es um ihre Allgemeingültigkeit bestellt ist und in welchem Verhältnis sie zu moralischen und rechtlichen Normen stehen.

Was den letztgenannten Punkt betrifft, kann man schon an dieser Stelle von dem Seebrückenschild etwas lernen, denn in gewisser Weise wird durch die beiden Sätze das Verhältnis von je individueller praktischer Vernunft und allgemeingültigen Moral- und Rechtsnormen exemplarisch ausgedrückt: Die explizite Äußerung von Erlaubnissen und Verboten spielt in der Realität der individuellen vernünftigen Handlungsorientierung nur in Ausnahmefällen eine Rolle, denn durch diese Art Normen wird der Handlungsspielraum der Indivi-

duen lediglich *eingegrenzt*, nicht aber die Handlungen angeleitet. Strenggenommen kann man sich an Verboten überhaupt nicht orientieren, so wenig wie an Erlaubnissen. (Vernünftige) Verbote müssen nicht ausgesprochen werden, solange die Leute vernünftig *sind* und einsehen, dass auf der Brücke Rad zu fahren dumm ist; und zwar nicht deswegen, so implizit die Aufschrift, weil man erwischt und bestraft werden kann – dies ist nur die präskriptive Sprache, die *jeder*, also auch der praktisch Unvernünftige versteht –, sondern weil es einer bestimmten Form des Zusammenlebens nicht entspricht, an der ein vernünftiger Mensch sich in seinem Handeln orientiert. Zu dieser Form des Zusammenlebens gehört es, dass man sich nicht gegenseitig auf die Füße tritt bzw. fährt, wie es auf einer engen Seebrücke zwangsläufig der Fall wäre.

Wie auch immer: Nach Ge- und Verboten kann man sich zwar richten, aber man kann sich nicht an ihnen orientieren, jedenfalls nicht in demselben Sinne, wie man sich in seinem Handeln z. B. am Wert der Gerechtigkeit orientieren kann. Das ist wie beim Schachspiel: Zu wissen, was an Spielzügen erlaubt bzw. verboten ist – d. h. Kenntnis von den konstitutiven Spielregeln haben – bedeutet lediglich, den Handlungsspielraum zu kennen, innerhalb dessen man sich bewegen kann; es bedeutet noch lange nicht, zu wissen, wie man sich am besten in ihm bewegt. Selbst derjenige, der die Spielregeln des Schachspiels im Schlaf kennt, kann dennoch völlig orientierungslos vor dem Brett sitzen, wenn es denn ans Spielen geht. Umgekehrt kann man selbst bei einem Schachnovizen, der sich bei einem guten Spieler dessen Strategien anschaut, durchaus davon ausgehen, dass er sich selbst im Spiel orientieren kann. Die Spielregeln, die z. B. die Zugarten der einzelnen Figuren festlegen, lernt er dabei gleich mit, weshalb sie in gewisser Weise als in den Strategieregeln enthalten gedacht werden können.

Wie die Spielregeln bei der Orientierung im Schachspiel nur eine sehr begrenzte Funktion haben und Verweise auf Spielregeln während eines Spieles im Allgemeinen auch nur bei sehr unerfahrenen Spielern nötig sind, so verhält es sich auch bei der Orientierung im Handeln und Leben allgemein. Bei der Moral, die auf Pflichten bzw. Ge- und Verboten fußt, kann es sich, wenn überhaupt, nur um eine *besondere* Institution der Handlungsorientierung handeln, die immer dann zum Zuge kommt – und dann auch: kommen muss –, wenn gewisse konstitutive Regeln des Zusammenspiels der Individuen nicht eingehalten werden. Wer praktisch-vernünftig ist und sich selbst nach bestimmten Kriterien zu orientieren in der Lage ist, der hat im Prinzip zu seiner Selbstorientierung weder Gebote, noch Erlaubnisse und Verbote nötig. Auch wenn also Ge- und Verbote für alle Adressaten gleichermaßen gelten, ist doch deren Sanktion nur demjenigen gegenüber zu demonstrieren, der nicht einsieht, dass es vernünftig ist, sich an sie zu

halten. Mit dem Imperativ „Seid doch vernünftig!“ wird also nicht die Einhaltung von Ver- oder Geboten angemahnt, sondern es wird an einen bestimmten Gebrauch der jeweils eigenen Selbstorientierungskompetenz appelliert.

Man sollte nun von der Ethik als einem Teilbereich praktischer Philosophie erwarten, dass sie eine Hilfestellung bei der Selbstorientierung der Menschen zu geben vermag. Schon von daher müsste sie sich nicht allein um Beantwortungsversuche der Frage bemühen, welches die konstitutiven ‚Spielregeln‘, sondern auch und vor allem darum, was probate ‚Strategieregeln‘ des Zusammenlebens sind bzw. sein könnten. Die Fragestellung der Ethik als *Moralphilosophie* ist allerdings zu eng, wenn es um die Frage genereller Lebens- und Handlungsorientierung geht. Denn wir haben es dabei nicht mit der Frage zu tun, was uns ge- bzw. verboten ist, sondern vielmehr mit der Frage, was uns geraten bzw. empfohlen werden kann. Sofern sie nun einen Beitrag zur Handlungsorientierung leisten will, darf sich die Ethik daher nicht auf die Philosophie der Moral beschränken; es sollte in ihr auch eine allgemeine Philosophie der Handlungs- und Lebensorientierungen, der möglichen Lebens- und Handlungsstrategien sowie eine Reflexion auf die Bedingungen ihrer Ratsamkeit möglich sein.

Gelingende Lebensstrategien entsprechen nun einer Haltung, die man traditionellerweise die Tugend *Klugheit* nennt. In Aufnahme dieses Konzeptes, das so alt ist wie die praktische Philosophie, möchte ich unter ‚Klugheit‘ im Folgenden diejenige erworbene Kompetenz einer Person verstehen, durch die sie sich selbst und damit ihr Handeln und Leben vernünftigerweise zu orientieren vermag (und damit zugleich diejenige Kompetenz, sich selbst und anderen in dieser Hinsicht raten zu können). Die Ethik als Philosophie der Handlungsorientierungen möchte ich – in Absetzung von der für diese Fragen viel zu eng gefassten Moralphilosophie – *Philosophie der Klugheit* nennen. Im Unterschied zur Moral eignet den Ratschlägen der Klugheit nur eine schwache Normativität. In Fragen der Selbstorientierung ist dies aber ein im wahrsten Sinne des Wortes „entscheidender“ Vorteil, wie wir sehen werden.

Wenn auch das hier vorgeschlagene Verständnis von Klugheit als Selbstorientierungskompetenz in mancher Hinsicht quer zum herrschenden Sprachgebrauch in der Ethik stehen mag – ‚klug‘ heißt dort zumeist, in Opposition zu ‚moralisch‘, so viel wie ‚rational im Sinne des Eigeninteresses‘ oder schlicht: ‚eigennützig‘ –, ist dies kein terminologisch willkürliches Manöver. Es sprechen mehrere Gründe dafür, so zu verfahren. Der erste Grund ist sprachpragmatischer Art. Die Verwendung von ‚Klugheit‘ in der Bedeutung einer Kompetenz der Selbstorientierung wird durch die alltägliche Redeweise gedeckt, die

sich weniger auf Handlungen als vielmehr auf Personen bezieht: Als ‚klug‘ gelten Personen zumeist dann, wenn sie sich auch in schwierigen Situationen ihres Leben zu helfen wissen, die verschiedenen Ansprüche, die an sie gestellt werden, mit einer gewissen Leichtigkeit erfüllen können und dabei grosso modo auch noch recht glücklich zu leben scheinen, ohne dies etwa auf dem Rücken anderer auszutragen. Oft wird diese Eigenschaft bzw. dieser Komplex von Eigenschaften einer Person auch deren ‚Lebensklugheit‘ genannt. Dabei handelt es sich offenbar auch nach heutigem Sprachgebrauch um etwas, was man früher eine Tugend genannt hätte, d. h. um eine bestimmte, entwickelte bzw. erworbene Haltung, die im Falle der Klugheit einen vernünftigen und lebensdienlichen Umgang mit den Dingen der Welt jenseits von Abwehr und Abhängigkeit befördert – unabdingbar für eine selbstständige Lebensführung.

Dies führt uns zu einem zweiten, eher historischen Grund dafür, die Kompetenz individueller Selbstorientierung ‚Klugheit‘ zu nennen: Die Klugheit galt in der Ethik über Jahrhunderte hinweg als eine der vier Kardinaltugenden, neben Gerechtigkeit, Tapferkeit und Besonnenheit. Die Übersetzungsgeschichte – ‚Klugheit‘ ist die Übersetzung von lat. *prudentia*, *prudentia* wiederum die Übersetzung des griech. *phrónêsis* – ist hier zumindest bis vor etwa 250 Jahren sehr eindeutig, wenn freilich auch schon mit diesen Übersetzungen bestimmte Bedeutungsverschiebungen einhergehen. Aber im Wesentlichen ist die Bedeutung der Klugheit als Tugend sowohl im semantischen als auch im evaluativen Sinn über lange Zeit hinweg stabil gewesen. Das, was wir unter der ‚Lebensklugheit‘ einer Person verstehen, ist durchaus das lebensweltliche Residuum eines Klugheitsverständnisses, wie es in der tugendethischen Tradition allenthalben zu finden ist. Auch wenn die Metaphorik der ‚Orientierung‘ eine spezifisch neuzeitliche ist – sie entsteht in den Debatten der Aufklärer – ist der Sache nach die Klugheit als Kompetenz, sich selbst im Handeln und Leben orientieren zu können, spätestens seit Platon und Aristoteles konzeptionell gefasst: Sie ist es, durch die der einzelne Mensch das Gute, um das er weiß, selbstständig in ein entsprechendes Handeln umzusetzen vermag. Aus dem Blickwinkel der Ethikgeschichte gibt es hierfür einfach keinen besseren Ausdruck, ja es gibt noch nicht einmal einen anderen Ausdruck, sieht man von heutigen ad-hoc-Bildungen wie etwa „praktische Weisheit“ oder „sittliche Einsicht“ ab, denen man förmlich das schlechte Gewissen gegenüber dem einstmaligen guten Namen der Klugheit anhören kann.

Drittens und eng damit zusammenhängend gibt es noch einen begriffspolitischen Grund dafür, die Kompetenz zur Selbstorientierung ‚Klugheit‘ zu nennen. Etwa seit Mitte des 17. Jahrhunderts, im Zuge der Etablierung der neuzeitlichen Wissenschaften und der Ab-

wertung der akteurszentrierten Tugendethiken greift ein anderes Verständnis von ‚Klugheit‘ Raum. Danach wird sie nicht weiter als Tugend, d. h. ausgebildete Kompetenz angesehen, sondern gilt, etwa bei Hobbes, als eine, sogar bei Tieren beobachtbare und dem Menschen angeborene Fähigkeit (also kein *habitus*, sondern eine *dispositio*), die eigenen Interessen durch die geeignete Wahl von effektiven Mitteln geschickt durchzusetzen. Auch diese Wortbedeutung kursiert bekanntlich in der Alltagssprache. Selbst wenn dies heute nicht mehr ohne weiteres sichtbar ist, wird mit diesem Verständnis von Klugheit aber schon eine bestimmte Interpretation dessen geliefert, was es heißt, sich selbst zu orientieren, welche ungefähr so viel besagt wie: Die Leute können sich an gar nichts anderem orientieren als an ihren mehr oder weniger vorfindlichen eigenen Interessen. Dieses ‚dünne‘ Konzept von Klugheit als bloß ‚eigennütziger‘ Handlungsrationalität in Opposition zur ‚uneigennützigem‘ Rationalität der Moral wird an den Rändern der zeitgenössischen Diskussionen in Ethik, Entscheidungs- und Handlungstheorie selbst mehr und mehr fraglich. Es ist aber nicht einzusehen, warum man einem schlecht-abstrakten Konzept von Handlungsrationalität das Ausdrucksmonopol zugestehen sollte.

Jemand handelt im Sinne der Klugheit, so wird ja gemeinhin unterstellt, wenn es ihm um die Wahrung und Optimierung des je eigenen Vorteils geht, im Sinne der Moral dagegen, wenn er sein Handeln dem Prinzip der Beförderung des allgemeinen Gutes unterstellt, unter Absehung seiner rein ‚egoistischen‘ Interessen. Je nachdem, worin bestehend dieses allgemeine Gut gesehen wird, etwa in der Wahrung des Selbstwerts autonomer Personen, im allgemeinen Wohlergehen bzw. Glück der Menschen, in der maximalen Erfüllung von Präferenzen in der Welt oder der minimalen Erfüllung eines Grundwertekataloges, haben wir es mit verschiedenen (autonomistischen, utilitaristischen, vertragstheoretischen usw.) Moralphilosophien zu tun. Obwohl es freilich nicht ausgeschlossen ist, dass ein in diesem Sinne kluges Handeln in vielen Fällen mit einem moralischem Handeln in Deckung gebracht werden kann, gibt es andere Fälle, wo dies nicht möglich ist. Denn es kann aus der individuellen Sicht ‚klug‘ im Sinne von instrumentell-rational hinsichtlich der Wahrung der eigenen Interessen sein, sich parasitär zu den kooperativen Strukturen einer Gemeinschaft der Handelnden zu verhalten, d. h. sie zu nutzen, ohne selbst zu deren Aufrechterhaltung beizutragen.

Das Problem des sogenannten ‚Trittbrettfahrens‘ – der Instrumentalisierung kooperativer Strukturen zum eigenen Vorteil – ist ein Hauptthema der Ethik seit ihrer Entstehung (etwa schon in der Fabel vom Ring des Gyges in Platons *Politeia*). Aber erst in der Neuzeit und vollends in der Moderne – eben seit Hobbes und mit Kant und

Bentham – ist es zu einem zentralen und zumeist unbefragten Dogma geworden, dass es sich dabei um einen Ausdruck individueller Klugheit handelt, wenn jemand in diesem Sinne verfährt. Die Klugheit der Individuen arbeitet in der Ethik schon lange nicht mehr im Dienste eines gemeinschaftlich geteilten und damit auch unter moralischen Ansprüchen stehenden *guten* Lebens, noch im Dienste des ebensolche Ansprüche involvierenden christlich gedachten *ewigen* Lebens; nein, sie arbeitet im Dienste des *nackten* Lebens, dem unter Umständen und in letzter Konsequenz jedes Mittel Recht ist. Dies führt zwangsläufig zu einer Interpretation von Handlungsgründen aus Klugheit, die ich im folgenden als „instrumentelle“ bezeichnen werde.

Es soll nun nicht etwa bestritten werden, dass zuhauf Konflikte zwischen dem von der individuellen Klugheit geleitetem Glückstreben und allgemeinen moralischen Forderungen im Leben der Menschen auftreten. Das liegt aber im allgemeinen nicht daran, dass die Menschen zuwenig Moral besäßen, sondern zu wenig Klugheit. Was nämlich mit Fug und Recht bestritten werden kann, ist, dass es sich bei den unterstellten Konflikten zwischen Klugheit und Moral um solche notwendiger Art handelt. Klugheit hat zwei Eigenschaften, welche Moral nicht hat: Sie ist *gradierbar* und sie ist *reflexiv*. Sie ist *gradierbar*, denn es gibt immer mehr oder weniger kluges Handeln, eine Handlung bzw. Handlungsweise ist immer mehr oder weniger ratsam; jemand ist immer mehr oder weniger klug. Dagegen kann eine Handlung moralisch gesehen nicht mehr oder weniger erlaubt oder verboten sein oder ein bisschen geboten: entweder ist etwas verboten oder nicht, geboten oder nicht, erlaubt oder nicht (auch im Falle bedingter Ge- und Verbote). Klugheit ist *reflexiv* bzw. selbstbezüglich, denn es ist immer möglich und mitunter auch ratsam, Klugheitsüberlegungen hintanzustellen, wenn elementare Belange gerade des moralischen Lebens in Frage stehen, an denen wir unbedingt festhalten wollen. Im Unterschied zu moralischen Überlegungen können Klugheitsüberlegungen also höherstufig sein und dann z.B. das Verhältnis von Klugheitsüberlegungen zu moralischen Fragen betreffen. Mit anderen Worten: Es kann mitunter in einem höherstufigen Sinne klug bzw. lebensdienlich sein, von individuellen Erfolgsabsichten und damit von der alltäglichen kleinen Klugheit abzulassen. Ein Großteil der angeblich unlösbaren Konflikte zwischen Moral und Klugheit kann daher durch höherstufige Klugheitsüberlegungen entschärft, wenn nicht sogar zum Verschwinden gebracht werden.

Ratschläge besitzen nun eine grundsätzlich andere Normativität als Ge- oder Verbote: Sie verpflichten zu nichts, d.h. sie drücken keine normativ-praktischen Notwendigkeiten aus. Ein Ratschlag weist aber auch nicht bloß auf eine praktische Möglichkeit, also auf

etwas bloß Erlaubtes hin. Wer einen Ratschlag gibt, will nicht nur sagen: ‚Du kannst oder könntest es so und so machen‘, sondern er will sagen: ‚So und so solltest Du es machen‘, oder: ‚So und so würde ich an Deiner Stelle entscheiden‘ oder ähnlich. Die Ratsamkeit einer bestimmten Handlung bedeutet daher etwas völlig anderes als ihr Erlaubt- bzw. Gebotensein. Das Ratsame bzw. Empfehlenswerte lässt sich so wenig auf das Erlaubte und Gebotene reduzieren, wie sich das Wirkliche auf Mögliches und/oder Notwendiges reduzieren lässt.

Ein Ratschlag gibt nun aber durchaus – wiederum anders etwa als eine Gebrauchsanweisung, bei der ein gesetzter Zweck des Handelns vorausgesetzt wird – eine Richtung des Handelns vor; wer einen Rat befolgt bzw. annimmt, orientiert sich und damit sein Handeln. Durch die Befolgung eines (guten) Ratschlags wird der Beratene aus einer Situation der Desorientierung befreit. Vor diesem Hintergrund kann der Entschluss einer Person, an ihr Handeln moralische Maßstäbe selbst anzulegen bzw. anlegen zu lassen – der Unterschied der Personen soll ja von dem übergeordneten moralischen, d.h. ‚unparteiischen‘ Standpunkt keine Rolle mehr spielen – als ein Akt ihrer (höherstufigen) Klugheit rekonstruiert werden, und zwar nicht in dem Sinne, dass es ihr einen Vorteil bringt, z.B. als moralisch integre Person zu gelten bzw. zu scheinen, sondern in dem Sinne, dass es zu einer klugen Lebensführung gehört, moralisch integer zu sein. Damit Missverständnisse von vornherein möglichst ausgeschlossen werden: Dadurch wird Moral *nicht* auf Klugheit reduziert – dies ist aus Gründen der unterschiedlichen Normativität von vornherein ausgeschlossen –; vielmehr wird der Begriff der Klugheit um die Dimension aufgewertet, die ihr in der Neuzeit abhanden gekommen ist: die Dimension der Lebensführung auch unter moralischen Gesichtspunkten.

Das heute in der Ethik oftmals unterstellte Oppositionsverhältnis von Klugheit und Moral ist logisch von einer instrumentellen Interpretation der Klugheit und damit wiederum von einem Verständnis von Glück als einem Zustand maximaler bzw. optimaler Präferenz Erfüllung abhängig. Dieses moderne Verständnis des Glücks macht aus dem Glücksstreben tendenziell einen Herstellungsprozess; die *pursuit of happiness* ist ein Herstellungshandeln. Aber dies allein reicht noch nicht aus. Hinzu kommen muss eine bestimmte, tendenziell misanthropische Anthropologie, die bis heute den Präferentialismus in Ethik und Entscheidungstheorie in Anschluss an Hobbes prägt. Ein instrumentelles Klugheitsverständnis ist zwar notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für die Opposition von Klugheit und Moral, denn auch im Rahmen eines instrumentellen Verständnisses von Klugheit kann ein Altruismus formuliert werden, in dem Sinne nämlich, dass ein kluger Mensch die effektivsten Mittel zur Realisierung

seiner altruistischen Zwecke findet. So können sich Eltern, wenn sie sich um die Erziehung ihrer Kinder um derentwillen sorgen, in der Realisierung dumm oder weniger dumm anstellen, ein moralisch integrierter Politiker, der sich um das Wohl der Allgemeinheit kümmert, kann klug oder unklug vorgehen. Auch die Moral benötigt die Klugheit, damit sie sich durchsetzen kann; wer moralisch integer, aber dumm ist, verdient es, ein Tugendbold genannt zu werden. Kurz: *Klugheit ohne Moral ist blind; Moral ohne Klugheit aber ist leer.*

Unter dem Titel ‚Klugheit als Tugend‘ bzw. ‚Lebensklugheit werden die Realisierungsbedingungen des Guten (was immer ‚das Gute‘ dann auch näherhin sei) aus der Sicht der Handlungsakteure – die auch kollektiver Natur sein können – thematisiert; sie hat es also bestenfalls mit der praktischen *Umsetzung* moralischer Normen zu tun, mit was immer sonst sie darüber hinaus noch zu tun hat. „Umsetzung“ ist nicht gleich „Anwendung“: Für letztere reicht eine theoretische Urteilskraft aus, die entweder von den ethischen *hard cases* ausgehend reflektierend auf die allgemeinen Regeln schließt, nach denen in einem bestimmten Fall verfahren werden müsste oder umgekehrt, die ausgehend von allgemeinen moralischen Normen die spezielleren Praxisnormen deduziert. Damit ist aber noch nicht gehandelt. Für die Frage der Umsetzung von (anerkannten) Normen in eine angemessene Praxis ist vielmehr eine weitere, andere Kompetenz erforderlich, eine *praktische* Urteilskraft, wenn man so will, und eine solche ist es eben, die traditionellerweise den Namen „Klugheit“ trägt. Deren Motto könnte demnach das kästnersche „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“ sein – es geht ihr nicht mehr und nicht weniger als um die Realisierung des Guten in der Welt. Dieses weite Feld der normativen Ethik, das Feld des Ratsamen, liegt brach.

Dieses Buch ist keine neue Klugheitslehre, sondern der Versuch, zu zeigen, worauf es bei einer philosophischen Klugheitslehre ankommt bzw. ankommen müsste. Es hat sieben Kapitel. In den ersten drei Kapiteln soll das Feld einer Philosophie der Klugheit unter den Stichworten „Selbstorientierung“, „Ratschlag“ und „Glück“ eröffnet werden. Mit diesen näher bestimmten Grundbegriffen können in den darauf folgenden vier Kapiteln einige ausgewählte historische Positionen der Klugheitsethik wieder erschlossen werden, die im Rahmen der Ethik als Moralphilosophie zu großen Teilen unverständlich bleiben müssen. In der Diskussion dieser historischen Positionen sollen auch und vor allem Themen und Perspektiven einer zeitgemäßen Klugheitslehre unter modernen Vorzeichen sichtbar werden.

1. Selbstorientierung

Lebensführung erfordert Selbstorientierung. So wie die Selbstorientierung für jede menschliche Praxis grundlegend ist, so undurchsichtig aber ist andererseits, was es überhaupt heißt, sich im Leben, im Handeln und Denken zu orientieren. Die Überlegungen dieses Kapitels sollen dazu dienen, hierin ein wenig mehr Klarheit zu erreichen.

Seine Grundbedeutung kommt dem Wort ‚orientieren‘ einerseits aus der Kirchenbaukunde, andererseits aus der Kartographie zu: Kirchen werden in Planung und Bau ‚orientiert‘, d. h. so ausgerichtet, dass die Apsis nach Osten zeigt. Landkarten werden ‚orientiert‘, d. h. so ausgerichtet, dass die auf ihnen eingezeichneten Richtungen mit denen der Welt übereinstimmen. Hatte in der christlichen Welt der Orient richtungsmäßig eine astronomische und mythologische Priorität – als die Gegend, in der die Sonne aufgeht (von lat. *oriens*, aufgehend) und in welcher der Heiland geboren wurde, lebte und starb –, wurden später die Land- und Seekarten aus nautischen Gründen *eingordnet*. Welche Himmelsrichtung den Standard für die Orientierung, d. h. die Ausrichtung abgibt, ist freilich für die Bedeutung von ‚orientieren‘ im Sinne von ‚ausrichten‘ unerheblich. ‚Orientieren‘ heißt ursprünglich: nach Osten ausrichten. ‚Sich-orientieren‘, also der reflexive und metaphorische Gebrauch des Wortes bedeutet: Sich (seinem Handeln, seinem Leben) eine Richtung geben.

Für die folgenden Überlegungen ist es sinnvoll, einige Unterscheidungen zu treffen. Zunächst gilt: *Jemand* orientiert *sich* immer *an* etwas oder jemandem. Die sich selbst orientierende Person können wir 1. das (reflexive) Orientierungs*subjekt* nennen. Das, woran sich dieses Subjekt orientiert, können wir 2. die Orientierungs*instanz* nennen, weil diese durch Werte, Ideale, Vorbilder usw. zu besetzende Stelle das Entscheidende in Bezug auf die Lebens- und Handlungsausrichtung der betreffenden Person ist. Weiterhin, 3., findet jede Selbstorientierung in einem bestimmten Orientierungs*bereich* statt, sei es nun im engeren Sinne die räumliche Orientierung oder im weiteren, metaphorischen Sinne etwa die Orientierung im Schachspiel, der französischen Literaturgeschichte, dem Aufbau einer Maschine oder eines Kräutergartens oder im Leben überhaupt. Schließlich gibt es 4. noch bereichsspezifische Orientierungs*mittel* (bei der räumlichen Orientierung etwa Karten, Kompass, Sextanten usw., im übertragenen Sinne etwa Regeln, Überblicke, Tipps usw.) sowie 5. be-

reichsspezifische Orientierungsfähigkeiten (z. B. das Raumgefühl bei der Orientierung im Gelände, oder, im übertragenen Sinne etwa Glauben oder Vertrauen). Mit diesen Unterscheidungen im Hinterkopf wenden wir uns nun der Frage zu, was notwendige und hinreichende Bedingungen dafür sind, von einer Person sagen zu können, dass sie in ihrem Leben und Handeln sich selbst orientiert.

Zunächst wäre es sicherlich naheliegend, zu denken, ‚sich orientieren‘ bzw. ‚sein Leben und Handeln ausrichten‘ hieße, seinem Handeln und Leben eindeutige Ziele zu geben. Diese Beschreibung erweist sich aber schnell als inadäquat. Wir sprechen bezüglich der Selbstorientierung einer Person umgangssprachlich oft so oder so ähnlich: „Die weiß, wo’s langgeht“, oder „Die weiß, was sie will“. Wer nun meint, Orientiertheit bedeute ausschließlich Gerichtetheit auf (übergeordnete) Handlungsziele, müsste nun aber bei diesen Äußerungen erwarten, dass im Prinzip klare Antworten auf folgende Rückfragen geben könnte: „Wohin geht’s denn?“ oder „Was ist es denn, was sie will?“. Hier kann es aber durchaus sein, dass man, so gefragt, ins Stutzen kommt und sagt: „Nein, nein, so meinte ich es nicht. Keine Ahnung, welche Ziele und Zwecke sie in ihrem Handeln verfolgt oder ob sie überhaupt irgendwelche verfolgt. Ich meinte nur, sie braucht nicht lange zu überlegen, sie ist resolut und, wenn sie sich mal entschlossen hat, bleibt sie bei einer Sache und man kann sich auf sie verlassen.“ Es könnte demnach sein, dass es bei der Selbstorientierung im Handeln gar nicht so sehr oder auch nur primär um die Realisierung von selbstgesetzten Zwecken geht. Jemand kann wissen, wo’s langgeht, ohne zu wissen, wohin es geht.

„Sich selbst orientieren“ heißt also nicht in jedem Fall, mit seinen Handlungen als probaten Mitteln Zwecke zu realisieren – im Gegenteil, dieser Instrumentalismus der Handlungsorientierung ist irreführend. Das Leben einer Person kann eine Richtung aufweisen, d. h. orientiert sein, ohne bestimmbar Zweck zu dienen. Man kann berechtigterweise ein Bewusstsein davon haben, auf dem richtigen Wege zu sein, ohne zu wissen, wohin dieser führt. Es ist charakteristisch für eine selbstorientierte Person, dass sie weiß, in welche Richtung ihr nächster Schritt geht, auch ohne dabei zu wissen, wohin die Reise gehen wird. Ja, der Idealfall orientierten Handelns, nämlich die traumwandlerische und vertrauensvolle Selbstsicherheit gerade in völlig unübersichtlichen Verhältnissen ist mit der Beschreibung eines einfach-intentionalistischen, d. h. nur mit den Grundbegriffen von Zweck und Absicht operierenden Handlungsmodells gar nicht recht erklärlich.

1.1 Desorientierungen

Woran aber sollte sich der ‚richtige Weg‘ bemessen lassen, wenn nicht an dem Ziel, zu dem dieser Weg führt? Um nun eine positive Bestimmung dessen zu geben, was es heißt, sich im Handeln und Leben zu orientieren, empfiehlt es sich, zunächst einmal danach zu fragen, was uns eigentlich fehlt, wenn wir desorientiert sind.¹

Wir hatten nun oben verschiedene Stellen des Ausdrucks „Sich-Orientieren“ unterschieden: Jemand orientiert sich in einem bestimmten Handlungsbereich an bestimmten Instanzen wie Zielen, Werten, Vorbildern usw., evtl. unter Zuhilfenahme bestimmter Hilfsmittel und durch bestimmte ausgebildete Kompetenzen. Desorientierungen lassen sich nun danach unterscheiden, an welchen dieser Stellen Irritationen auftreten können. Wenn es Irritationen bezüglich der Orientierungsinstanzen gibt, haben wir es sicher mit einem anderen Fall von Desorientierung zu tun als bei einer Irritation bezüglich der zu wählenden Hilfsmittel. Wenn wir nicht wissen, ‚wo uns der Kopf steht‘, haben wir es mit einem anderen Typ von Desorientierung – und damit auch mit einer anderen Beratungsform, die diese Desorientierung zu überwinden oder auch produktiv zu nutzen versucht – zu tun, als wenn wir nur nicht wissen, ‚wie etwas geht‘.

Generell lassen sich hier drei Desorientierungstypen unterscheiden: 1. Die Desorientierung aufgrund von Unerfahrenheit bezüglich der Orientierungsmittel und Orientierungsfähigkeiten, 2. die Desorientierung aufgrund von Unsicherheit bezüglich der Orientierungsinstanzen und 3. die Desorientierung aufgrund von Uneigentlichkeit des reflexiven Orientierungssubjektes.

Die Form der Abwägung und der Aufdeckung von Möglichkeiten, wie einer Situation von Desorientierung beizukommen ist, um dem Bedürfnis nach Selbstorientierung nachzukommen, will ich im folgenden *Beratung* nennen. Verschiedene Arten von Desorientierung machen verschiedene Typen von Beratung erforderlich.

Typ 1: Desorientierung aufgrund von Unerfahrenheit/Beratung als Vermittlung von Wissen

Die Desorientierung aufgrund von Unerfahrenheit ist der einfachste, man könnte auch sagen, der klassische Fall von Desorientierung, etwa wenn die Orientierungsmittel und Orientierungsfähigkeiten sowie der Grenzverlauf des Orientierungsbereiches nicht bekannt sind. Schauen wir dafür genauer auf den paradigmatischen Fall räumlicher Desorientierung: Nehmen wir an, eine Wanderin wüsste zwar, wohin sie will, etwa zu einem bestimmten See, aber sie ist desorientiert, weil sie nicht weiß, wo (in welcher Richtung) dieser See liegt bzw. welchen

Weg sie gehen muss, um zu ihm zu gelangen. Unkenntnis der Mittel und Wege, ein Ziel bzw. einen gesetzten Zweck zu erreichen, kann man kurz *Unerfahrenheit* nennen. Für die Desorientierung aufgrund von Unerfahrenheit ist es charakteristisch, dass hier zunächst eine ‚Orientierungsphase‘ notwendig ist, wie sie auch beim Erlernen einer bestimmten Technik oder beim Einstieg ins Berufsleben vorkommt. In einer solchen Orientierungsphase bedeutet ‚sich orientieren‘ einfach Mittel und Wege zu finden, die am besten (d. h. nach bestimmten vorausgesetzten Standards) zu den selbstgesteckten Zielen führen. Im Fall unserer Wanderin bedeutet Selbstorientierung praktisch, dass sie die Karte konsultiert, wodurch sie bestimmen kann, welcher Weg zum See wohl der schönste, der kürzeste oder der einfachste ist (je nachdem, was sie hier will); in der Orientierungsphase etwa eines Fahrschülers würde Selbstorientierung die Verinnerlichung und Koordination der vielen verschiedenen Tätigkeiten bedeuten, die zum Autofahren gehören, und bei einem Schachnovizen dementsprechend, verschiedene mögliche Strategien des Schachspiels zu erlernen. Hier ist sicherlich ein Unterschied zu der Wanderin zu machen, weil diese ja im Grunde nur eine *Information* benötigt – sei es die Information über einen zu gehenden Weg, oder aber die Information, wo sie sich selbst befindet – und daher lediglich in einer Situation *epistemischer* Unerfahrenheit steckt, wenn man hier so reden will. Die im Lenken eines Wagens und im Setzen von Schachfiguren Unerfahrenen befinden sich dagegen auch und vor allem in einer Situation *praktischer* Unerfahrenheit, weil sie sich zusätzlich zum reinen Wissen (beispielsweise der Funktion eines Schalters am Armaturenbrett oder einer bestimmten Standardöffnung im Schachspiel) erst in den Gebrauch der Mittel, in die Praxis des Fahrens bzw. des guten Schachspiels einüben müssen. Die Aufgabe der Selbstorientierung bestünde hier darin, sich bestimmte Lerninhalte anzueignen, also das knowing-that in ein knowing-how, das epistemische Wissen-dass in ein praktisches, individuelles Wissen-wie bzw. Können zu überführen. In allen Beispielfällen aber haben wir es mit einer Desorientierung zu tun, in der geeignete Wege zur Erreichung von schon gegebenen Zielen ermittelt werden.

Wenn es nun sinnvoll ist, von einer Desorientierung aufgrund von Unerfahrenheit zu sprechen, bedeutet dies allerdings nicht, dass eine jede Unerfahrenheit zwangsläufig Desorientierung mit sich bringen würde. Offensichtlich sprechen wir z. B. von Leuten, die sich in Erfahrungsneuland aufmachen und dementsprechend unerfahren sind, oft gar nicht davon, dass sie desorientiert seien. Kleinkinder, obwohl sicherlich in vielem hochgradig unerfahren, müssen nicht schon deswegen in ihrem Tun desorientiert sein. Christoph Columbus, obwohl völlig unerfahren im Überqueren von Ozeanen, stellen wir uns eher

entschlossen als unschlüssig-unsicher in der Wahl seiner Route auf dem Westweg nach Indien vor, wohl auch deswegen, weil diese Eigenschaft notwendig ist, um in Situationen, in denen man auf eigene und fremde Erfahrungen nicht zurückgreifen kann, überhaupt einen Weg des Handelns einschlagen zu können.

Dieser Typ von Desorientierung ist einigermaßen unproblematisch, weil die Mittel und Wege zur Erreichung des angestrebten Zieles allgemein bekannt und daher öffentlich zugänglich sind. Wer bei einem Vorhaben bemerkt, dass ihm das nötige epistemische und praktische Wissen fehlt, weiß zumeist auch, was er oder sie tun muss, um sich dieses Wissen zu verschaffen (durch allgemein zugängliche Orientierungshilfen oder Experten). Eine diesem Typ entsprechende Beratung bestünde in einer Vermittlung von (epistemischem und praktischem) Wissen. Im einfachsten Fall haben wir es mit einer Vermittlung von Informationen zu tun, wie sie Experten und Kenner im betreffenden (Wissens-)Gebiet besitzen, die dann auch selber als Berater auftreten können. Sie kann aber auch in einer Überweisung an Experten und Könnern bestehen, die dem Lernenden dazu verhelfen, bestimmte Kompetenzen zu entwickeln (man denke etwa an Fahr- oder Schachlehrer). Die Form der Beratung über die Mittel und Wege zu gesetzten Zielen kann daher auch die *Expertenberatung* genannt werden. Diese Form der Beratung ist bezüglich der Handlungsanweisungen weitgehend situations- und individueninvariant, so dass sie im Prinzip auch in Datenbanken bzw. Büchern (eben ‚Ratgebern‘ im weitesten Sinne) stehen können. Ein Ratgeber ist in diesem Sinne nichts anderes als ein Experte, der dem Ratsuchenden gegenüber, der sich in einer ‚Orientierungsphase‘ befindet, einen Erfahrungsvorsprung hat.

Typ 2: Desorientierung aufgrund von Unsicherheit/Beratung als Klärung von Intentionen

Von dem Typ Desorientierung über Mittel und Wege aufgrund eines Wissens- oder Könnensdefizits muss nun der oben schon angesprochene zweite Typ von Desorientierung unterschieden werden, bei dem die Handlungsziele selbst in Frage stehen. Dies umfasst einfache Fälle von Unentschiedenheit bezüglich bestimmter Handlungsoptionen über schwerwiegendere Formen von Wert- und Zielkonflikten bis hin zur Desorientierung z. B. eines unter Schock stehenden Autofahrers nach einem Unfall – was freilich nicht mehr in den Problembereich einer Theorie der Beratung, sondern in den der medizinischen Behandlung gehören würde.

„Zielkonflikte“ können dann und nur dann entstehen, wenn zwei verschiedene Orientierungsinstanzen für einen Großteil der Handlungsorientierungen zuständig sind und – aus welchen Gründen auch immer – nicht (etwa durch Abwägung) so in ein Verhältnis zueinander gebracht werden können, dass ihr jeweiliger (zumeist zeitlicher) Geltungsbereich gegen den der widerstreitenden Instanz abgegrenzt werden kann. Nehmen wir etwa den Fall, dass man in die missliche Situation kommt, sich zwischen den beiden Lebensoptionen „Familie“ und „Karriere“ entscheiden zu müssen (nehmen wir zusätzlich an, Lebenspartner ist vorhanden, Kinder werden von beiden gewünscht, sind aber noch nicht auf der Welt oder dorthin unterwegs). Solange es von den gesundheitlichen und sozialen Voraussetzungen her möglich ist, sein Leben und Handeln beiden Orientierungsinstanzen zu unterstellen – also ein Leben sowohl im Sinne der (künftigen) Familie als auch im Sinne des beruflichen Fortkommens zu führen – gibt es hier kein Desorientierungs- sondern lediglich ein (und sei es noch so großes) Organisationsproblem. Das muss sich auch dann nicht ändern, wenn dann Kinder kommen usw. Wenn es sich aber von den Umständen her *nicht* vereinbaren lässt, also das Organisationsproblem – das durchaus Beratungen im Sinne des ersten Typs erforderlich machen könnte – sich als unlösbar erweist, dann kann hier bekanntlich zusammen mit dem Erfordernis einer Entscheidung eine Situation der Desorientierung aufgrund einer Zielunsicherheit entstehen. Ein Orientierungsproblem entsteht allerdings nicht schon dadurch, dass man nicht auf Anhieb wüsste, welche Option man wählen soll; nicht jedes Abwägen von Optionen ist schon Ausdruck einer Desorientierung. Eher gilt umgekehrt, dass Desorientierung sich gerade in der Unfähigkeit manifestiert, eine Abwägung durchzuführen, weil ein subjektives Kriterium der Abwägung fehlt. Paradigmatisch für die Desorientiertheit aufgrund von Zielunsicherheit, bis hin zur ‚Ziellosigkeit‘ des Tuns, das eben damit auch seinen Handlungscharakter verliert, ist die Situation einer Person, in der sie bei hinreichender Kenntnis der Umstände und bestimmenden Faktoren nicht weiß, wofür sie sich entscheiden soll.

Wir hätten es hier also auch nicht mit einem Defizit an Wissen oder Können zu tun, sondern mit einer Unklarheit im Bereich unserer Orientierungsinstanzen. Das, woran wir uns orientieren und was uns in anderen Fällen als Entscheidungskriterium bei einer Abwägung dienlich ist, steht nun selbst in Frage bzw. verliert seinen Instanzcharakter, und es ist nicht klar, von wo aus nun überhaupt diese Entscheidung getroffen werden könnte. Im Unterschied zu der im Prinzip transitorisch gedachten ‚Orientierungsphase‘, bei der das übergeordnete Handlungsziel (in unseren Beispielen etwa den See erreichen, das Autofahren beherrschen oder gut Schach spielen zu

können) nie in Frage steht, spricht man bei derlei Irritationen gerne auch von ‚Orientierungskrisen‘. Eine solche Orientierungskrise ist nicht per Beratung über geeignete Mittel und Wege auf eine Lösung hin durchsichtig zu machen. Die Lösung einer Orientierungskrise kann auch nicht einfach ‚gefunden‘ werden, was ja bedeuten würde, dass man die Lösung der Orientierungskrise im Wissensfundus eines Experten entdecken und sodann individuell applizieren könnte – es wäre denn, dass es sich dabei um einen transmundanen Experten handeln würde, der dem Menschen direkt ins Herz sehen könnte (und auch dann wäre fraglich, ob das ausreichte). Eine Orientierungskrise kann nur durch eine Entscheidung, nicht durch Information oder Einübung einer Technik gelöst werden.

Bei diesem Typ der Desorientierung scheint nun jede Entscheidung besser zu sein als gar keine Entscheidung. Dies hat aber nichts mit dem in der Ethik so gefürchteten Dezisionismus, d. h. mit der Kriterienlosigkeit oder Beliebigkeit einer solchen Entscheidung zu tun, sondern vielmehr damit, dass eine Unsicherheit über die Ziele bzw. Orientierungsinstanzen nicht als Ausdruck eines (behebaren) Defizits an Wissen und Können gewertet werden kann. Überspitzt gesagt: Die Zögerlichkeit bzw. Unentschlossenheit im Leben und Handeln ist hier nicht Symptom des Problems wie im Falle der Desorientiertheit aufgrund von Unerfahrenheit, sondern sie ist das Problem.

Das bedeutet aber eben auch hier nicht, dass jeder, der kein übergeordnetes Ziel in seinem Handeln verfolgt, desorientiert wäre. Stellen wir uns noch einmal die Wanderin vor, wie sie aus ihrer Unterkunft morgens aufbricht und nicht zu einem bestimmten Ziel, sondern einfach ins Blaue hineinläuft und also in diesem Sinne kein Wanderziel hat, das sie erreichen will. Natürlich ist es Unsinn, von ihr dann zu sagen, sie sei desorientiert, weil sie ja ziellos durch die Gegend irre, denn offensichtlich tut sie das nicht. Aber sie kann sich doch trotzdem verlaufen? Ja, aber das liegt daran, dass sie am Abend wieder zurück sein will und insofern natürlich doch ein bestimmtes Ziel hat, wenn auch nur für den Rückweg. Hätte sie dies nicht, was einfach nur schwer vorstellbar, aber nicht unmöglich ist, dann wüsten wir in der Tat nicht, was hier noch Sich-verirren (und entsprechend: Desorientiert-sein) bedeuten sollte.

Allein schon daran kann man sehen, dass das Fehlen eines Zieles nicht eine Desorientierung nach sich ziehen muss, aber dies kann, nämlich dann, wenn die Wahl des Weges abhängig von einem intendierten Ziel ist. Wenn eine Situation der Desorientiertheit aufgrund von Zielunsicherheit vorliegt, kann daher auch eine Reflexion auf die Wünschbarkeit der Ziele eine Hilfe sein, sich in seinem Handeln und Leben wieder zu orientieren.